

Katrin Perleberg, Markus
Herrmann

Gesundheit und Krankheit als Bildungsprozess – Zur Bedeutung des Subjekts in der Medizin

Sammelrezension zu:

Norbert Schmacke (2005): *Wie viel Medizin*
verträgt der Mensch. Bonn & Bad Hom-
burg. KomPart (2. Auflage), ISBN 3-
9809562-2-9. € 11,80

Trisha Greenhalgh, Brian Hurwitz (Hrsg.)
(2005): *Narrative-based Medicine –*
Sprechende Medizin. Bern, Göttingen,
Toronto & Seattle. Verlag Hans Huber,
ISBN 3-456-84110-8. € 29,95

Jörg Frommer (Hrsg.) (2006): *Biographie-*
forschung in der psychosomatischen
Medizin. In: *Psychotherapie und Sozia-*
lwissenschaft. Zeitschrift für qualita-
tive Forschung und klinische Praxis, 8.
Jg. 1/2006. Gießen. Psychosozial-Verlag,
ISBN 1436-4638. € 14,90

Eine zunehmend alternde Gesellschaft, finanzieller Ruin der gesetzlichen Krankenversicherung, mehr Eigenverantwortung und Beteiligung der Versicherten, Wachstumsmarkt Gesundheit: Schlagworte wie diese führen die aktuelle gesundheitspolitische Diskussion um die Zukunft des Gesundheitswesens in Deutschland an. Untergangsvisionen der solidarisch finanzierten Krankenversicherung und eine künftige Zwei-Klassen-Medizin machen die Runde. Eher im Hintergrund stehen dabei Fragen nach dem Verhältnis von medizinischem Aufwand und Nutzen für die Patienten, kritisiert der Gesundheitswissenschaftler und Leiter der Arbeits- und Koordinierungsstelle Gesundheitsversorgungsforschung der Universität Bremen *Norbert Schmacke*. In „Wie viel Medizin verträgt der Mensch?“

stellt er den ‚blinden‘ Glauben an den medizinischen Fortschritt in Frage. Höher, schneller, weiter – so stellt sich der weit verbreitete Glaube an eine Medizin dar, die immer neue Höchstleistungen verspricht. Bedeutet dies auch automatisch das Beste für den Patienten? Schmacke inspiziert eine Branche, die mit allzu optimistischen Heilungsversprechen unrealistische Erwartungen weckt. Paradox erscheint dabei, dass der medizinische Fortschritt gleichsam die Medikalisierung des Alltags mit sich bringt, und ‚normale‘ Lebensläufe sich zunehmend einer Pathologisierung immer weniger entziehen können. ‚Befindlichkeitsstörungen‘ erhalten als somatoforme Störungen Krankheitsstatus und Frauen werden z. B. nach der Menopause von den Gynäkologen als ein ‚Hormonmangelwesen‘ angesehen, dem mit einer Hormontherapie geholfen werden müsse.

Waren die Ärzte noch weit bis in das 20. Jahrhundert hinein in ihrer Rolle als lindernder und tröstender Begleiter von Kranken tätig oder verordneten fragwürdige bis gefährliche Radikalkuren, so werden heute Ärzte in ihren spezifischen Fachdisziplinen zu Anwendern von zum Teil hochspezialisierten Diagnose- und Behandlungstechniken ausgebildet. Anti-Aging-Offerten, Masseneinsatz von Stimmungsaufhellern, Anwendungen der Gentechnologie sind Beispiele, die Schmacke aufgreift und unter gesundheitspolitischen Aspekten diskutiert. Die Zunahme chronischer Krankheiten ist somit nicht allein der veränderten Demographie geschuldet, sondern auch einer modernen Medizin, der es gelingt in immer feinere Bereiche des menschlichen Körpers vorzudringen und Auffälligkeiten zu pathologisieren und zu medikalisieren.

Wie viel Entscheidungsspielraum bleibt bei so viel Fortschritt den Patienten unterschiedlicher sozialer Milieus? Können sie sich überhaupt noch gegen die systematischen Grenzüberschreitungen der Medizin wehren? Schmacke ist davon überzeugt, dass ein überlegter Einsatz von Medizin so manche Debatte über die gerechte Verteilung immer knapper werdender Ressourcen überflüssig machen würde, wenn die Ärzteschaft bereit wäre, Entscheidungen von Laien mehr Respekt zu zollen. Moderne Medizin müsse sich samt ihren Versprechungen weitaus stärker als heute wissen-

schaftlich fundierten Qualitätskontrollen stellen, so sein Credo.

Eine spannende und notwendige Ergänzung zur Evidence-based Medicine, dem aktuellen Credo von Rationalität aus der modernen Medizin heraus, stellt die Narrative-based Medicine dar. In „Narrative-based Medicine – Sprechende Medizin“ konzipierte die britische Allgemeinmedizinerin und Dozentin *Trisha Greenhalgh* zusammen mit dem Allgemeinarzt und Dozenten *Brian Hurwitz*, narrativ basierte Medizin als subjektzentrierte, kritische Erweiterung der Evidence-based Medicine. Greenhalgh verbindet Evidence-based Medicine und Narrative-based Medicine folgendermaßen:

„Ich hoffe, Sie in diesem Kapitel davon überzeugen zu können, dass der praktizierende Arzt nicht einen Jota von den Prinzipien der klinischen Epidemiologie (Evidence-based-Medicine) aufgeben muss, wenn er den narrativen Charakter des Krankheitserlebens und die intuitiven und subjektiven Aspekte der ärztlichen Kompetenz anerkennt. Ein solcher Ansatz verlangt auch keine Umkehrung der Evidenzhierarchie, wodurch eine persönliche Anekdote bei der Entscheidungsfindung mehr Gewicht erhielte als eine randomisierte-kontrollierte Studie. Und ferner werde ich zeigen, dass echtes evidenzbasiertes Praktizieren in Wahrheit ein interpretatives Paradigma voraussetzt, in dessen Rahmen der Patient seine Krankheit erlebt und die Begegnung von Arzt und Patient stattfindet.“ (S. 295f.).

Sie kritisiert, dass die klassischen Lehrpläne der Medizin sich auf das sachliche, mechanische Lernen von physiologischen Prozessen und Krankheiten konzentrieren (Greenhalgh/Hurwitz, S. 167). Um die Versorgung zu verbessern, müsse sich das Selbstverständnis des gesundheitlichen Versorgungssystems wandeln. Ziel sollte es sein, eine kontinuierliche Behandlung zu gewährleisten, die sich von der ausschließlichen Akutversorgung wegbewegt. Bezugnehmend auf die Medizinhistorikerin und Ethikerin Hunter versteht Greenhalgh Medizin als kasuistisches Fach. Die „Entscheidungen werden nicht durch unumstößliche Regeln gesteuert, sondern durch konkurrierende Maximen (...) wie Juristen, Literaturkritiker, Historiker und auch alle anderen, die nach wissenschaftlichen Beweisen su-

chen, sehr wohl wissen, gibt es keine selbstinterpretierenden Texte. Als Regeln sind diese Maximen deshalb bedingungslos kontextuell.“ (Hunter nach Greenhalgh, S. 301). Darin kann ein Anhaltspunkt gesehen werden, wie eine Verbesserung von Behandlungsergebnissen durch die Optimierung der Arzt-Patient-Kommunikation erreicht werden kann, im Sinne der Forderungen von Schmacke (S. 70). Greenhalgh und Hurwitz thematisieren den Kontext ‚Krankheit und Biographie‘, indem sie Patienten bitten, über ihre Krankheitsgeschichte zu erzählen. Auf der Grundlage dieser Erzählungen kann dann das subjektive Krankheitserleben aus der Patientenperspektive rekonstruiert werden. Zudem spielen neben den Erzählungen der Patienten auch Körperbeobachtungen eine große Rolle bei der Rekonstruktion. In ihrem Buch erläutern die Autoren zunächst die Bedeutung der Narration für die Medizin. Beispielhaft verdeutlichen sie diese an der kontinuierlichen Versorgung und langfristig angelegten Arzt-Patienten-Beziehung in der hausärztlichen Praxis. Dort gehören Patientengeschichten zum Grundwerkzeug und dokumentieren als Aufzeichnung in der Krankenakte über einen langen Zeitraum die Beschwerden des Patienten, sowie dessen Umgang mit ihnen. Somit stellt die Krankenakte bei all ihren Einschränkungen zudem für viele Patienten die einzige nachhaltige schriftliche Aufzeichnung ihres Lebens dar. Sie erzählen von Ereignissen, Personen, Gefühlen manchmal voller Dramatik, Spannung und Überraschung. Diese Geschichten machen die besondere Beziehung zwischen Patient und Hausarzt aus. Erst das Verstehen und die Begleitung macht eine Linderung der Krankheit möglich. Greenhalgh und Hurwitz zeigen ferner auf, wie schwierig es sein kann, Krankheitssymptome und äußere Umstände zwischen den Zeilen des Erzählten herauszuarbeiten. Ein weiteres Projekt beschäftigt sich mit Geschichten über Kinderepilepsie. In diesem Beitrag von Weinbren und Gill (S. 83ff.) wird anhand von Erzählungen von Kindern über ihr Epilepsieleiden aufgezeigt, welche tiefgreifenden Auswirkungen die Krankheit auf das Leben der Kinder hat.

Im Themenschwerpunkt „Biographieforschung in der psychosomatischen Medizin“

von Heft 1 des 8. Jahrgangs der Zeitschrift *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* stellt *Jörg Frommer*, Psychosomatiker am Universitätsklinikum Magdeburg, ebenfalls die Lebensgeschichten von Patienten in den Mittelpunkt des Interesses. Die hier vertretenen Projekte sollen dazu beitragen, „dem subjektiven Erleben der Erkrankten besser gerecht zu werden“ (S. 5). Zugleich wird versucht zu zeigen, „wie die für die Psychosomatik konstitutive Forderung nach einer am Personenbegriff orientierten Medizin wissenschaftlich eingelöst werden kann“ (S. 5).

Die Arbeitsgruppe um *Jörg Frommer* untersuchte in ihrer Studie „Normalisierung durch Übernahme der Patientenrolle (...) bei Patienten mit akuter Leukämie“ die subjektiven Krankheitsvorstellungen, Behandlungserwartungen und Bewältigungsstrategien zu Beginn des zweiten stationären Chemotherapiezyklus. Methodisch kamen die *Grounded Theory* und die qualitative Inhaltsanalyse zur Anwendung. Die Ergebnisse zeigten, dass die subjektive Krankheitsvorstellung einen Einfluss auf die Krankheitsbewältigung nahm. Weiter konnte festgestellt werden, dass die Unsichtbarkeit der Erkrankung und die Nicht-Lokalisierbarkeit der Krankheit im Körper ebenfalls Einfluss auf den Umgang mit der Leukämie haben. Für das Krankheitserleben und die Krankheitsverarbeitung, werden neben dem Wesen der Krankheit auch die Ursache, Beeinflussbarkeit und Prognose als relevant betrachtet.

Im zweiten Beitrag präsentiert *Michael Langenbach* die Ergebnisse einer Interviewstudie zur Bedeutung der Biographie für das subjektive Erleben einer Herztransplantation. Die Studie wurde mit 18 Patienten durchgeführt, die vor und nach der Herztransplantation mittels narrativer Interviews befragt wurden. Mit Hilfe der *Grounded Theory* konnten fünf unterschiedliche idealtypische Formen der Bewältigung dieses Eingriffs herausgearbeitet werden. Höchst interessant ist das Ergebnis, dass für die subjektive Bewertung des Eingriffs die biographische Einordnung der Herztransplantation wichtiger war, als etwa das tatsächliche Auftreten körperlicher Komplikationen.

Die Arbeitsgruppe um *Burghard F. Klapp* von der Charité, Berlin, widmet sich in ihrer Studie den Problemkonstellationen

biographischer Arbeit vor und nach einer Leberlebenspende. Anhand von zwei Fallbeispielen werden die Beweggründe für eine Lebenspende aufgezeigt, wodurch ein Beitrag zur Verbesserung der Patientenbetreuung geleistet werden soll. Mit den Betroffenen wurden vor und sechs Monate nach der Spende Leitfadeninterviews geführt. Die Ergebnisse zeigen, dass aufgrund des Zeitmangels die Entscheidung zur Lebenspende meist mit einer großen Ungewissheit und einer eingeschränkten Auseinandersetzung mit den Folgen verbunden ist. Aufgrund des Mangels an Organen sowie des Drucks der jeweiligen Familie bzw. des Umfeldes, scheint die Auseinandersetzung mit den Folgen und Risiken dieses Eingriffs nachrangig zu sein. Ebenso scheint der Mangel an Zeit einen enormen Druck auf die Patienten auszuüben. Die Autoren weisen darauf hin, dass die Entscheidung zu einer Spende getroffen wurde, ehe die Spender ihren Entscheidungsprozess vollständig abgeschlossen hatten. Die konsequente Auseinandersetzung mit den zum Teil einschneidenden Auswirkungen auf das weitere Leben des Spenders scheint zunächst zu entfallen. Eine Aufarbeitung erfolgt zumeist erst nach dem Eingriff.

Im Beitrag der Arbeitsgruppe um *Fritz Schütze* „Sozialwissenschaftliche Biographieanalyse von chronisch kranken Patientinnen auf der empirischen Grundlage des autobiographisch-narrativen Interviews“ werden die von Schütze entwickelten Prozessstrukturen des Lebensablaufs (biographische Handlungsschemata, Verlaufskurven des Erleidens, institutionelle Ablaufmuster des Lebensablaufs und biographische Wandlungsprozesse) am Beispiel der Lebensgeschichte einer jungen Patientin mit Morbus Crohn dargestellt. Bei diesen Patienten scheint die Physiognomie der Erkrankung einen enormen Einfluss auf den Umgang mit der Krankheit zu haben. Neben den Auswirkungen und dem Wesen der Erkrankung werden auch biographische Ressourcen und Voraussetzungen untersucht. Es wird deutlich, dass die Krankheitsbewältigung einen permanenten Lernprozess darstellt, bei dem neben individuellen biographischen Aspekten auch soziale Rahmenbedingungen das Krankheitserleben beeinflussen. Dieser Beitrag eignet sich zum Herausfinden von ersten Teiler-

gebnissen und besonders zur Veranschaulichung der methodischen Schritte bzw. der Darstellung der Narrationsanalyse.

Die drei rezensierten Arbeiten von Schmacke, Greenhalgh und Hurwitz sowie Frommer zeigen, dass die subjektive Seite der Medizin zunehmend in Forschung, Versorgung und auch gesundheitspolitisch erkannt wird. Linguistik, empirische Sozialforschung und humanistische Psychologie verfügen seit Jahrzehnten über Forschungsmethoden, die eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Phänomene möglich machen. Auch in wissenschaftlichen Fachzeitschriften wird qualitativen und hermeneutischen Verfahren mehr Raum gegeben. Dennoch besteht die Gefahr, dass durch eine Medizin, die all zu stark auf Evidence-based Medicine setzt, dieser Raum untergraben wird, da in diesem Konzept Kasuistiken der geringste Stellenwert an Evidenzbasierung eingeräumt wird.

Alle drei Bücher weisen die Gemeinsamkeit auf, dass Patientengeschichten nicht nur die reine Krankengeschichte beinhalten, sondern auch die Einflüsse des sozialen Umfeldes und deren Auswirkungen auf den Krankheitsumgang. Durch diese Erzählungen sei den Autoren des von Greenhalgh und Hurwitz herausgegebenen Buches zufolge nicht nur die Rekonstruktion des Selbst möglich, sondern die Narration ermögliche dem Patienten auch eine bessere Auseinandersetzung mit seiner Krankheit sowie mit den signifikanten Anderen.

Nach Schmacke müsste auch die medizinische Ausbildung an den Universitäten verändert werden und „ein Leben mit Krankheit und Behinderung zum zentralen Thema der Versorgung gemacht werden“ (S. 19). Schmacke teilt die Meinung von Greenhalgh und Hurwitz, dass eine ganzheitliche Betrachtung von Krankheit eingeführt werden müsste. Dies würde dann ein individuelles Behandlungskonzept für die Patienten nach sich ziehen. Zu dieser individuellen Betreuung von Erkrankten gehören die umfassende Aufklärung und eine verbesserte Informationsbasis für einen Austausch zwischen Arzt und Patient. Durch diesen Austausch zwischen Arzt und Patient sei ein Perspektivenwechsel möglich und damit die Verbesserung des Behandlungsverlaufs. Das setzt voraus, dass der Arzt in der Lage ist, sich in die Lebenswelt des Patienten und

seine Weltsicht hineinzudenken. Er muss konkrete Vorstellungen darüber haben, wie der Patient u. a. mit den Anforderungen des Berufes und der Freizeit fertig wird. Der Arzt sollte das Familienarrangement des Patienten kennen und wissen, wie es in der Familie um die soziale Unterstützung steht oder ob der Patient alleine auf sich gestellt ist, ob die Familie den Patienten bei der tagtäglichen Krankheitsbewältigung unterstützt oder nicht. Letztlich und insgesamt muss der Arzt erkennen, welchen Lebensstil der Patient in Bezug auf sein eigenes Gesundheitsmanagement anstrebt und dies ist nur mit Hilfe der Narration möglich.

Schmacke fordert einen höheren Stellenwert von Kommunikation in der Medizin, beispielsweise bei der Aufklärung und Einbindung von Patienten in den Behandlungsprozess. Die Ansätze der qualitativen Sozialforschung, insbesondere die Ansätze von Glaser und Strauss, seien dabei unverzichtbar. Schmacke betont die Bedeutung der Verbesserung der ärztlichen Versorgung und die daraus resultierenden Veränderungen für den Patienten. Durch diese Veränderung komme es zu Bildungsprozessen bei den Patienten, auf die Schmacke leider nicht weiter eingeht. Qualitative Forschung sieht er, ebenso wie die anderen Autoren, als einen Weg, um die Lebenswelten der Patienten besser zu verstehen und diese Erkenntnisse in die Behandlung zu integrieren. Schmacke teilt die Meinung von Greenhalgh und Hurwitz, dass narrative Medizin nicht als Gegensatz zu evidenzbasierter Medizin zu verstehen ist, sondern vielmehr als deren Ergänzung. Durch mehr Narration in der Medizin können, dabei sind sich die Autoren der drei rezensierten Arbeiten einig, erhebliche Verbesserungen in der Behandlung und Betreuung der Patienten erreicht werden. Sie fordern eine Integration dieses Ansatzes in die Ausbildung der Mediziner, um das subjektive Erleben der Patienten berücksichtigen zu können, und somit eine ausgeglichene Beziehung zwischen Arzt und Patient herstellen zu können. Gerade bei chronischen Krankheiten nimmt das Expertenwissen der Patienten und die Beobachtung des eigenen Körpers eine enorme Position bei der Lebensgestaltung mit der Krankheit ein. Die Kommunikation über das Erlebte gewinnt somit in der Behandlung zunehmend an Bedeutung.

Sandra Tiefel

Clive Seale, Gobo Giampietro, Jaber F. Gubrium, David Silverman (Eds.)
(2004): *Qualitative Research Practice*.
London, Thousand Oaks & New Dehli.
ISBN 0 7619 4776 0 \$ 130,00

Der englischsprachige Band ist eine Aufsatzsammlung mit 38 Artikeln von AutorInnen aus 14 verschiedenen Ländern und einem Gesamtumfang von mehr als 600 Seiten. Obwohl man sich beim ersten Durchblättern an das Handbuch von Flick et al. zur „Qualitativen Forschung“ (2000, Reinbek) erinnert fühlt, sprechen sich die Herausgeber explizit gegen einen Handbuchcharakter aus. Ihr Anliegen ist es, Forschungserfahrungen von bekannten ForscherInnen aus verschiedenen Ländern zusammenzuführen und auf diese Weise neue – internationale – Diskurse möglich zu machen.

Die Publikation stellt eine Art umfassender Dokumentation über qualitative Forschungspraxis und deren (methodologische) Reflexion dar. Die Herausgeber haben sich bei der Planung und Realisierung dieses Buches durch zwei Prinzipien leiten lassen, die es von anderen Manuals deutlich unterscheidet: Erstens liegt – wie schon im Titel deutlich wird – der Schwerpunkt aller Artikel auf der Darstellung und Reflexion der Forschungspraxis mit dem Ziel, die Diskussion um methodologische Prämissen und Annahmen empirisch zu befruchten. Die AutorInnen waren insofern aufgefordert, aus ihren aktuellen und abgeschlossenen Forschungsprojekten zu berichten und Probleme der Forschungspraxis ebenso zu beschreiben wie deren Lösungen und damit zu Konkretisierungen und Modifikationen von etablierten qualitativen Methoden und Methodologien beizutragen. Zweitens führt diese Publikation Forschungserfahrungen aus drei Kontinenten – Europa, Amerika und Australien – zusammen: Nicht nur die Herausgeber-schaft mit Wissenschaftlern aus Italien (Giampietro Gobo), Großbritannien (Clive Seale und David Silverman) und den USA (Jaber F. Gubrium) sind international

zusammengesetzt, auch die 47 AutorInnen kommen aus insgesamt elf verschiedenen Ländern: England, Schottland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Deutschland, Niederlande und Österreich sowie aus den USA und Australien.

Alleine aufgrund der Fülle der Artikel ist es im Rahmen dieser Rezension nicht möglich, jeden Aufsatz in Aufbau und Inhalt kritisch zu würdigen. Im Folgenden geht es dementsprechend vor allem darum, die Zielsetzungen und die Gliederung des Kompendiums darzustellen und zur Verdeutlichung exemplarisch Inhalte oder Zugangsweise einzelner Artikel zu referieren. Die Kapitel 1-6 sind annähernd an den Ablaufmustern qualitativer Forschungsdesigns orientiert: beginnend mit Methodenwahl und Analyseverfahren über Konstruktionen von Feldkontakten bzw. -beziehungen und Kontextualisierung bei Methodenmodifikation und -kombinationen bis zu Diskussionen zur Qualitätssicherung und Güte und zur Publikation und Verwertung von Forschungsergebnissen.

In Kapitel 1 werden unter dem Titel „Finden von Methoden“ (Part 1: Encountering Method) Artikel subsumiert, die sich auf Erhebungsmethoden beziehen. Das Verbindende dieser Aufsatzkombination ist die Darlegung der Erfahrungen der AutorInnen mit dem Fokus darauf, wie sie selbst sich über Forschungspraxis Methoden und Methodologien genähert und sich derer entsprechend ihrer Forschungsfragestellungen und den gegebenen Kontexten bedient haben. Dabei differieren die Artikel zum einen nach bekannten Methodenarten: beispielsweise der Aufsatz über „Interviews“ von *Tim Rapley* (UK) oder der Artikel über „Focus Groups“ von *Phil Macnaghten* und *Greg Myers* (beide ebenfalls UK). Daneben orientieren sich andere Artikel stärker an bekannten Methodologien bzw. Theorien qualitativer Forschung: „Oral History“ von *Joanna Borna*, (UK), „Biographical Research“ von *Gabriele Rosenthal* (D) sowie „Grounded Theory“ von *Ian Dey* (UK). Und es findet sich mit „Performance An Rehearsal: The Ethnographer at the Opera“ (*Paul Atkinson*, UK) ein weiterer Artikel, der sich am ehesten der Maßgabe des Herausgeberkonsortiums angenommen hat und über die Beschreibung und Reflexion eines ausgewählten For-

schungsprojekts ethnographische Forschungspraxis zu verdeutlichen sucht. Ziel des ersten Kapitels ist es, die gängigen Praktiken des Methodenlernens entweder als Kunstlehre im praktischen Tun oder über Methodentheorie-Seminare durch eine dritte Form der Vermittlung zu ergänzen: dem Forschen-Lernen durch die detaillierte Darstellung der Forschungserfahrungen anderer.

Im Kapitel 2 (Part 2: Analytic Framework) sind Artikel zusammengestellt, die über die Integration von Vorwissen und Theorien in ausgewählten Forschungsprozessen reflektieren. Gerade qualitative Forschung sähe sich immer wieder mit dem Vorwurf der Deduktion konfrontiert, wenn empirische Ergebnisse mit theoretischen Annahmen und Theorien kontrastiert oder gerahmt werden. Jeder der hier versammelten Aufsätze zeigt in Abhängigkeit von der je spezifischen Forschungslogik unterschiedliche Verknüpfungsmöglichkeiten zwischen Empirie und Theorie und eröffnet somit neue Sichtweisen und Handlungsalternativen für die theoretische Einbettung bei der Analyse empirischer Daten. Ziel ist es, bei der Erkenntnisgenerierung die 'Sprache des Materials', ebenso wie die gewählte(n) Interpretationsperspektive(n) wechselseitig aufeinander zu beziehen.

In der Einführung zu Kapitel 3 wird die Beschäftigung mit Fragen und Problemen des Feldkontaktes (Part 3: Field Relations) ausschließlich auf ethnographische Verfahren bezogen; das Erheben von Interviews sei so klar strukturiert und zeitlich begrenzt, so dass die Involviertheit der Forschenden in „das Feld“ zu vernachlässigen sei. Ich finde diese Ausgrenzung und damit Polarisierung zwischen Erhebungsinstrumenten unnötig, da die in diesem Kapitel zusammengefassten Aufsätze beispielsweise auch für Biographieforschende interessante Perspektiven eröffnen, inwieweit Feldkontakte oder Forschungsbeziehungen zu InformantInnen die eigene Person betreffen und beeinflussen können. Insbesondere der Aufsatz über „Ethical Issues“ von Anne Ryen (N) sowie der von Nigel Fielding „Working in Hostile Environments“ (UK) zeigen Probleme und Gefahren auf und empfehlen Möglichkeiten sowohl die InformantInnen als auch die Forschenden vor physischen und mentalen

oder psychischen Verletzungen in Forschungszusammenhängen zu bewahren.

Ebenfalls für alle Varianten qualitativer Forschung ist die Zusammenarbeit in Forschergruppen, Teams oder Interpretationsgruppen konstitutiv. Gerade da diese intersubjektive Validierung zu den Standards qualitativer Forschung gehört, gibt der Aufsatz über „Collaborative and Team Research“ von Linda Mitteness und Judith Barker (USA), einen guten Überblick über Kooperationsprozesse, der eine Systematik verschiedener Zusammenarbeitsformen beinhaltet und Schwierigkeiten ebenso nennt wie kooperationsförderliche Bedingungen. Leider argumentieren die AutorInnen durchgehend mit der so genannten „einsamen Wolf“-Metapher, die die Freiheit in Lehre und Forschung symbolisieren soll gegenüber der Eingebundenheit in Forschungsgruppen. In Zeiten von Auftrags- oder Mainstreamforschung, Mittelbegrenzung und Ressourcenknappheit haben qualitativ Forschende m. E. gravierendere Einmischungen auszuhalten als die Zusammenarbeit mit FachkollegInnen. Nichtsdestotrotz zeigt insbesondere der Abschnitt zu „What makes teams work“ (Mitteness/Barker 2004, S. 284f.) Strategien guter Forschungsk Kooperation auf, die schon die Planung aber auch die Forschungspraxis befruchten können.

Die Artikelzusammenstellung in Kapitel 4 zu „Kontext und Methode“ (Part 4: Context and Method) macht es mir schwer, das Gemeinsame und Verbindende zu erkennen: Auch die Einführung in dieses Kapitel bestätigt meine Vermutung, dass nicht nur die Beziehungen zwischen Kontexten und Methoden von den AutorInnen der insgesamt sieben Artikel unterschiedliche gedeutet wird, sondern dass sogar das Verständnis, was in Forschungsprozessen nun Kontext und was Methode ist, von Fall zu Fall differiert. Der erste Aufsatz „Context: Working It Up, Down, and Across“ von Holstein und Gubrium (USA) widmet sich diesem Definitions„defizit“ dementsprechend fallbezogen. Sie zeigen die Vielschichtigkeit von Kontexten ((Feld-)Umgebungen, Bedingungen, Ressourcen, Einstellungen der Forschenden, disziplinäre Unterschiede etc.) und plädieren für eine reflexive und reflektierte Integration von Kontext(informationen) in den Forschungsprozess sowie für die aktive Gestaltung dersel-

ben. In dem zweiten Aufsatz „Working Qualitatively and Quantitatively“ wird Kontext mit Paradigmen und Forschungslogiken gleichgesetzt und Vorschläge zur Kombination qualitativer und quantitativer Methoden über die Definition der jeweiligen Forschungskontexte gegeben. Anhand von vier Beispielen aus der eigenen Forschungspraxis verdeutlicht die Autorin *Julia Brannen* (UK), dass die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden einerseits Begründungskontexten folgen (Beispielsweise bei quantitativen Anschlussstudien an qualitative Ergebnisse oder umgekehrt) oder andererseits durch Untersuchungskontexte gekennzeichnet sind, in denen das gegenseitige Aufeinanderbeziehen qualitativ und quantitativ generierter Ergebnisse innerhalb eines Erhebungs- und Auswertungszeitraums organisiert werden muss. Für letzteres Design gäbe es laut Brannen bislang keine methodologischen Prämissen, obwohl sich die Forschungspraxis immer weiter in Richtung der parallelen Verknüpfung verschiedener Forschungslogiken entwickelt.

Der dritte und vierte Aufsatz „Secondary Analysis of Archived Data“ (*Louise Corti, Paul Thompson*, UK) und „Reanalysis of Previously Collected Material“ (*Malin Akerström, Katarina Jacobsson, David Wästerfors*, S) behandeln die Frage des Kontextes im Hinblick auf die Veränderungen von Forschungsfragen und -zusammenhängen bei Sekundäranalysen vorhandenen Materials. In Anbetracht des Anstiegs qualitativer Forschung in den letzten Jahrzehnten sei davon auszugehen, dass nicht nur ein immenser Fundus an Datenmaterial in den Primäranalysen ungenutzt blieb, sondern auch die Kombination von Daten aus verschiedenen Studien neue Analysewege eröffnet. Beide Artikel diskutieren die Möglichkeiten und Grenzen von Reanalysen, der erste bezogen auf Archivmaterial der zweite auf reaktive Daten auf der Basis ihrer Forschungspraxis in „Recycling Studies“.

Annette N. Markham (USA) diskutiert in ihrem Aufsatz „The Internet as Research Context“ die besonderen Bedingungen der Datenerhebung und teilnehmenden Beobachtung in virtuellen Umgebungen, in denen Zeit, Örtlichkeit, Leib etc. im Vergleich zu realen Kontexten eine untergeordnete Rolle spielen. Forschende sehen

sich nach Markham im Internet in den meisten Fällen mit vertexteter Kommunikation konfrontiert, in der sich Identität, Authentizität, Stil etc. in neuer Weise – nämlich entkörperlicht – darstellen. Sie seien dementsprechend gefordert neue Aufmerksamkeitsbereiche zu entwickeln und sensibel zu werden, wenn sich beispielsweise Textstrukturen oder Sprachstile ändern. Ziel sollte sein, Internetaktionen als weitere Kommunikationsform alltäglichen Lebens zu verstehen und deren Besonderheiten herauszuarbeiten.

Auf visuelle Kommunikationsformen oder Dokumente im Internet geht Markham in ihrem Text nicht ein. Hierzu gibt es in Kapitel 4 zwei gesonderte Aufsätze: *Lindsay Prior* (beschäftigt sich generell mit „Documents“ und ihren Kontextbesonderheiten. Er verdeutlicht anhand von drei unterschiedlichen Studien, dass Dokumente neben ihrem Inhalt auch andere Funktionen tragen. Diese anderen Kontexte gelte es, in Interpretationen einzubeziehen. Dazu gehören beispielsweise Fragen, wie die Dokumente verwahrt bzw. gelagert werden (Zugriffsmöglichkeiten, Vollständigkeit etc.), welche Regeln und Prinzipien der Organisation und Zusammenstellung es von Dokumenten gibt, welche Funktionen die Sprachformen und Stile in Dokumenten haben (z. B. Vermeidung von Emotionen in Krankenakten durch sachliche Fachdiskussionen), welche Netzwerke aufgrund der Verfahrenswege der Dokumente nachgezeichnet werden können u. a. m.

Sarah Pink (UK) konzentriert sich in ihrem Aufsatz „Visuell Methods“ nicht auf die Kontexte des Datenmaterials, sondern auf die Besonderheiten, die Forschende berücksichtigen müssen, wenn Sie „visuell research“ planen, durchführen und letztlich publizieren. Sie thematisiert dabei sehr allgemein wie die Integration von Fotografien und Videos sowohl als Erhebungsinstrumente als auch individuelle oder kulturelle Objektivationen im untersuchten Sample möglich wird und gibt vor allem formale Tipps zur Vorbereitung und Umsetzung solcher Forschungsprozesse. Dabei legt sie ihre Aufmerksamkeit eher darauf, wie visuelle Daten gemacht, gespeichert und mit Text präsentiert werden können, Aussagen über Interpretationsstrategien oder Analyseverfahren klammert sie leider vollständig

aus. Auch die Frage des Zusammenhangs zwischen Methode und Kontext wird nur indirekt aufgegriffen.

Kapitel 5 widmet sich der „Qualität qualitativer Forschung“ (Part 5: Quality and Credibility). In fünf Aufsätzen diskutieren die Autoren in Abgrenzung zu quantitativen Gütekriterien verschiedene Möglichkeiten, die Qualität qualitativer Forschung sicher zu stellen. *Clive Seale* (UK) diskutiert in seinem Aufsatz „Quality in Qualitative Research“ auf der Grundlage eines Studienvergleichs forschungspraktische Möglichkeiten zur Herstellung und Sicherung von Qualitätsstandards. *Bent Flyvberg* (DK) und *Giampietro Gobo* (I) setzen sich aus zwei verschiedenen Perspektiven mit Generalisierungsmöglichkeiten qualitativer Forschung auseinander. Flyvberg betont eher allgemein die Wichtigkeit von (Fall-)Beispielen im Sinne von Exempeln für jede Disziplin als eine Generalisierungsform fern von Abstraktionen. Gobo hingegen arbeitet an der Entwicklung eines Modells der qualitativen Forschung, das Strukturgeneralisierung über Einzelfallkontraste verdeutlicht. Sein Ziel ist es, qualitative Forschung als adäquate Form zur Darstellung der gesellschaftlichen Pluralisierung und der damit einhergehenden Varianzen von Lebenswelten zu definieren und mehr und mehr auf Statistiken zu verzichten, da diese gleichmachend seien, wo Unterschiede herrschten. Weiterführend gibt es noch zwei Aufsätze, die sich mit der Güte von Analyseverfahren auseinandersetzen. Während *Robert M. Emerson* (USA) in seinem Artikel die notwendige Integration von Nebeneinflüssen bei der Datenanalyse ethnographischen Materials als Gütekriterium diskutiert, setzt *Udo Kelle* (D) sich mit Qualitätsfragen bei der computergestützten Analyse von Daten auseinander. Hierbei geht es ihm vor allem um die Systematisierung von Forschungsabläufen und Standardisierung von Forschungsdokumentationen mit Hilfe von ausgewählter Software, die damit die Transparenz von Forschung erhöht. Gültigkeit von Interpretationsergebnissen sei durch computergestützte Analysen dagegen aber nicht zu erhöhen – das sei weiter Aufgabe der beteiligten WissenschaftlerInnen.

Kapitel 6 (Part 6: Audiences and Applications) widmet sich einerseits verschiedenen

Publikations- und Nutzungsstrategien qualitativer Ergebnisse im Wissenschaftsbereich und diskutiert zum anderen weitere Verwertungsmöglichkeiten von Forschungsergebnissen. Zu dem Themenkomplex „Wissenschaft“ zählen m. E. drei Artikel, die sich im weitesten Sinn mit der Verschriftlichung qualitativer Forschung beschäftigen. *Janice M. Morse* (USA) gibt in ihrem Aufsatz „Preparing an Evaluating Qualitative Research Proposals“ Tipps zum Schreiben und Beurteilen von Forschungsentwürfen wie beispielsweise Exposés oder Forschungsanträgen. *Barbara Czarniawska* (S) möchte in ihrem Aufsatz „Writing a Social Science Monograph“ zu einer größeren Selbstreflexion bei Textproduktionen anregen und empfiehlt die Etablierung von Schreibwerkstätten sowie einer wissenschaftlichen Praxis kritischer KollegInnenrezensionen als Vorbereitung für Monographien. Und schließlich entwickeln *Donileen R. Loseke* und *Spencer E. Cahill* (USA) ein sieben Punkte Programm zur Publikation qualitativer Aufsätze („Publishing Qualitative Manuscripts: Lessons Learned“). Interessant ist dabei nicht zuletzt ihre Anmerkungen zu Verlagen und deren Arbeitsweisen. Ein weiterer Artikel aus dem Wissenschaftsbereich ist der von *Martyn Hammersley* „Teaching Qualitative Method: Craft, Profession, or Bricolage“ (UK), in dem er, wie es im Titel schon anklingt, drei aktuelle Verfahren der Methodenlehre als „Erlernen eines Handwerks“, „Einführung in eine Profession“ oder „Einweisen in eine Kunstform“ nachzeichnen und deren Vor- und Nachteile erörtert.

Gegenüber dem wissenschaftlichen Nutzen qualitativer Forschungsergebnisse im Kontext von erweitertem Erkenntnisgewinn und Professionalisierung finden sich in diesem Kapitel auch zwei Artikel zur Verwertung qualitativer Methoden im Wirtschaftsbereich und sowie einer, der den Nutzen für soziale Arbeit im weitesten Sinn thematisiert. Die Aufsätze von *Gill Ereaut* „Qualitative Market Research“ (UK) und der von *Moiria J. Kelly* (UK) zu „Qualitative Evaluation Research“ wagen sich in bislang durch quantitative Verfahren besetzte Bereiche und verdeutlichen die Vorteile qualitativer Erhebungsmethoden für Evaluations- und Marktforschung. *Donna Ladkin* (UK) hingegen diskutiert in ihrem Aufsatz „Action Research“ leider

ohne Forschungsbeispiele Wechselwirkungen zwischen Theorie und Praxis in Handlungs- bzw. Aktionsforschung, nennt Vorteile insbesondere im Bereich der Partizipation und Demokratisierung zwischen Forschenden und Erforschten und zeigt Grenzen auf. Sie bleibt aber sehr allgemein und vermag m. E. nicht die Vorurteile gegenüber wissenschaftlicher Einflussnahme auf professionelle und politische Kontexte zu zerstreuen.

Kapitel 7 (Part 7: The International Context) besteht nur aus einem Aufsatz zur „Globalisierung qualitativer Forschung“ und kann eher als Appell verstanden werden, dass WissenschaftlerInnen Ergebnisse und Methodeninnovationen qualitativer Forschung über Ländergrenzen hinweg publizieren und rezipieren, nicht nur um ihre eigene Forschung zu befruchten, sondern auch um die öffentliche Vormachtstellung nordamerikanischer Forschung zu untergraben, die nach Meinung des finnischen Autors *Pertti Alasuutari* vor allem dem selbstverständlichen Gebrauch der englischen Sprache als „lingua franca of science“ zuzuschreiben sei. Seine Vision ist es, eine neue Geschichte der qualitativen Forschung als die Weiterentwicklung von Forschungsinstrumenten zu konstruieren, die je nach regionalen und zeitlichen Kontexten unterschiedlich eingesetzt werden und darüber Konkretisierungen wie Modalisierungen erfahren. Bedingung dafür sei der Austausch qualitativ Forschender in einem globalisierten Netzwerk: „Truly global qualitative research could depict a trading point for different approaches and practices circulation within the global community of researchers“ (*Alasuutari* S. 606ff.). Die Herausgeber ha-

ben diesen Aufsatz mit Bedacht an das Ende ihres Bandes gestellt, da er in detaillierter Weise die Absicht dieses Buchprojektes rahmt: In dem vorliegenden Werk sind die Vorstellungen *Alasuutari*s exemplarisch schon aufgegriffen: Die Forschungspraxis aus verschiedenen Ländern wird aus der Sicht der dort tätigen qualitativen ForscherInnen in Englisch als lingua franca publiziert und damit für die (inter-)nationalen Diskurse global zugänglich.

Das Hauptaugenmerk liegt bei allen Artikeln des rezensierten Buches auf der Darstellung und Reflexion der Prozesshaftigkeit und Kontextabhängigkeit qualitativer Studien. Die Fokussierung der Forschungspraxis soll dabei die kreativen Potentiale und Erkenntnisse ebenso betonen wie die Schwierigkeiten und Lösungsversuche qualitativer Forschung. Diese Anthologie will deshalb gerade keinen Lehrbuch- oder Handbuchcharakter einnehmen, sondern die offene und kreative wechselseitige Beeinflussung unter erfahrenen ForschungspraktikerInnen befördern. Ein ähnliches Werk ist mir im deutschsprachigen Raum nicht bekannt und überrascht mit vielen neuen Aspekten qualitativer Forschung. Wenn man sich auf diese im deutschsprachigen Raum eher fremde Perspektive der Methodendiskurse einlässt, ergeben sich aber vielfältige neue Eindrücke und erstaunliche Ergebnisse. Insbesondere Forschungsprofis mit der Erfahrung verschiedener Forschungsprojekte werden sich von diesem Werk angesprochen und inspiriert fühlen. ForschungsanfängerInnen finden in jedem Kapitel auch einführende Artikel, die aber leider nicht als solche gekennzeichnet sind.

Thorsten Fuchs

Arnd-Michael Nohl (2006): Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern – Empirische Rekonstruktionen und pragmatistische Reflexionen. Opladen. Barbara Budrich, 297 S. ISBN 3-86649-048-2. € 29,90.

Seit einigen Jahren wird in erziehungswissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen des Öfteren die Frage nach der empirischen Anschlussfähigkeit von Bildungsbegriff und Bildungstheorie gestellt. Als eine der zentralen Aufgaben zeitgemäßer Erziehungswissenschaft wird deshalb mitunter auch gefordert, den Bildungsbegriff empirisch zu unterlegen bzw. die bildungstheore-

tische Reflexion mit der empirischen Erforschung von Bildungsprozessen so zu verbinden, dass eine „Verknüpfung“ von Bildungstheorie und Bildungsforschung möglich wird.

Im Umfeld dieser Debatte bewegt sich auch Arnd-Michael Nohl mit seiner 2004 in Magdeburg entstandenen Habilitationsschrift „Bildung und Spontaneität“, die die empirische Rekonstruktion spontaner Bildungsprozesse und deren theoretische Reflexion in einen Verweisungszusammenhang zu bringen verspricht. Zur Untersuchung spontaner Bildungsprozesse – darunter werden in der Arbeit solche Bildungsprozesse verstanden, die sich jenseits von Zwang, Gewohnheit, Reflexion und Planung aus Handlungsvollzügen entfalten – knüpft Nohl in der Einleitung (S. 7-30) an das Verständnis von „Bildung als Subjektivierung durch die Transformation von Lebensorientierungen“ (S. 11) an, das die spezifischen Möglichkeiten von Lernen und Bildung für den Umgang mit den Herausforderungen hochkomplexer Gesellschaften herausstellt. Die hierin vorgenommene Akzentuierung von Bildung leitet die Studie Nohls durchgängig, weil die Unterscheidung zwischen transformativen Bildungs- und kontinuierlichen Lernprozessen dem Autor eine grundlagentheoretisch klare und empirisch fruchtbare Basis für die empirische Rekonstruktion von spontanen Bildungsprozessen bietet. So erfolgt die empirische Rekonstruktion solcher spontaner Bildungsprozesse dann anhand narrativer Interviews, deren Fokus auf die Genese individueller sowie kollektiver Handlungspraktiken gerichtet ist. Ausgewertet werden die biographisch angelegten Interviews mit drei Jugendlichen, drei Erwachsenen und drei Seniorinnen mit der dokumentarischen Methode, deren komparatives Analyseverfahren dazu verhelfen soll, eine mehrdimensionale Typologie zu entwickeln, die eine Phasenabfolge spontaner Bildungsprozesse, eine lebensalterspezifische Dimension dieser Bildungsprozesse und – in Ansätzen – eine schulabschluss-spezifische Dimension umfasst. Mit einer solchen zugleich generalisierten und spezifizierten Typik kann Nohl zufolge „eine bildungstheoretisch orientierte qualitative Forschung potentiell auf ein empirisches Generalisierungsniveau gelangen, das dem-

jenigen der Bildungstheorien entspricht, ohne jedoch abstrakt (d.h. abgehoben von empirischer Erfahrung) zu werden“ (S. 24). Solche Überlegungen zur grundlegenden Problematik der Verbindung von Bildungstheorie und Bildungsforschung werden allerdings nur äußerst knapp benannt und kaum systematisch ausgeführt, so dass trotz der Betrachtungen „Zur Methodologie der empirischen Rekonstruktionen von Bildungsprozessen“ (S. 18-26) die eigentlichen Schwierigkeiten bei der Identifizierung von Bildung, wie sie derzeit etwa in Kreisen der Bildungs- und Erziehungsphilosophie diskutiert werden, allenfalls gestreift letztlich aber nicht erfasst sein dürften.

Nach der Einleitung begibt sich Nohl sogleich in das empirische Untersuchungsfeld und beginnt die Darstellung erster empirischer Rekonstruktionen zum Zusammenhang von Bildung und Spontaneität im zweiten Kapitel (S. 31-75) mit den Biographien von drei je ca. 35-jährigen Erwachsenen, die durch eine Existenzgründung nicht nur eine Transformation berufsbiographischer Orientierungen erlebt haben, sondern dabei auch Wandlungsprozesse durchlaufen haben, die vom Autor als spontane Bildungsprozesse interpretiert werden. An den Lebensgeschichten von Bettina Scharte, die mit einer Partnerin eine Grafikdesignagentur eröffnet hat, von Hubert Schlosser, der eine Percussion-Schule betreibt sowie von Sabine Hintzer, die als Puppenbauerin selbstständig tätig ist, wird über die lebensgeschichtlichen Unterschiede hinweg eine zeitliche Abfolge spontaner Bildungsprozesse herausgearbeitet und in sieben Phasen unterteilt. Diese reicht von einer Phase ersten spontanen Handelns bis hin zu einer den Bildungsprozess konsolidierenden biographischen Selbstreflexion.

Vor dem Hintergrund des aus dem amerikanischen Pragmatismus stammenden Konzepts der Wandlung versucht Nohl im dritten Kapitel (S. 77-120) den vorangegangenen empirischen Rekonstruktionen zur Bildung in der Lebensmitte eine theoretische Systematisierung anzufügen, die nicht nur einen Bezug der qualitativen Bildungsforschung zur Philosophie John Deweys herstellt, sondern auch den Zusammenhang von Bildung und Spontaneität

näher erläutern soll. Hierin verfolgt der Autor insbesondere die Spur der „adjustment“, die eine umfassende Transformation von Selbst und Welt herbeiführt und damit dem Konzept der Wandlung entspricht, das von Fritz Schütze als eine Prozessstruktur des Lebensablaufs entwickelt und von Winfried Marotzki bildungstheoretisch ausgearbeitet worden ist. „Allerdings – und dies birgt eine wichtige Erweiterung des Wandlungsbegriffes in sich – beschränkt sich der Begriff der adjustment nicht auf die handelnde Person, sondern umfasst auch deren Welt“ (S. 102) i.S. eines Rearrangements der Weltverhältnisse. Für Nohl lässt sich mit dem Begriff der adjustment daher eine „wegweisende bildungstheoretische Perspektive im Pragmatismus John Deweys entwickeln“ (ebd.), die aber zugleich einer theoretischen und empirischen Konkretisierung bedarf.

Dieser empirischen Konkretisierung geht der Autor im vierten Kapitel (S. 121-173) nach, um zu prüfen, ob sich die Bildungsphasen, die aus den lebensgeschichtlichen Erzählungen der drei Interviews herausgearbeitet wurden, so auch in Handlungspraktiken der Jugendphase finden lassen. Mit dem Jugendsample der Studie wird zugleich die Frage nach einer möglichen kollektiven Strukturierung spontaner Bildungsprozesse gestellt. Nohl thematisiert mit dieser Aufmerksamkeit für das Kollektive aber auch ein Manko im Pragmatismus John Deweys und bereitet damit eine im nächsten Kapitel folgende „Erörterung des Zusammenhangs von Individualität, Interaktivität und Kollektivität“ (S. 122) vor. Hierzu präsentiert der Autor die Lebensgeschichten und Handlungspraktiken dreier Jugendlicher, Deniz, Bahri und Bernd, die – nicht wie im zweiten Kapitel – einzeln besprochen werden, sondern zugleich auf die Systematik der sieben Phasen des Bildungsprozesses hin gebündelt werden. Der Exkurs zum gescheiterten Bildungsprozess des 22-jährigen Jugendlichen Benno zeigt zum Abschluss dieses Kapitels noch einmal die notwendigen Bedingungen spontaner Bildungsprozesse und damit den maximalen Kontrast auf.

Die Einsichten in die spontanen Bildungsprozesse, die sich durch die empirischen Rekonstruktionen der Lebensgeschichten Jugendlicher ergeben, versucht

Nohl dann im fünften Kapitel (S. 175-218) in Anlehnung an die Darstellung der Bildungsprozesse im mittleren Lebensalter einer grundlagentheoretischen Durchdringung zu unterziehen. Hierzu dient nun nicht mehr der Pragmatismus Deweys, sondern der Interaktionismus George Herbert Meads sowie die Wissenssoziologie Karl Mannheims. Die Verbindung interaktions- und kollektivitätstheoretischer Überlegungen soll es im Weiteren ermöglichen, das Phasenmodell spontaner Bildungsprozesse in seiner lebensaltersspezifischen Differenzierung noch weiter zu durchdringen.

Im sechsten Kapitel (S. 219-260) berücksichtigt Nohl die bislang noch ausstehende Altersgruppe der Seniorinnen und stellt die Frage, ob bei der Konfrontation dieser Untersuchungsgruppe mit der neuen Informationstechnologie des Computers spontanes Handeln entsteht, „das in transformativen Neuadjustierungen von Selbst und Welt“ (S. 219) münden könnte. Auch hier legt der Autor besonderen Wert auf die Rekonstruktion lebensaltersspezifischer Aspekte des Bildungsprozesses. Anhand des Interviewmaterials kann er aufzeigen, dass bei den Seniorinnen „bereits in der ersten Phase Erfahrungen der Auflösung des familialen Erfahrungsraums und der Beendigung beruflicher Ablaufmuster“ (S. 224) zusammenkommen, die die Passung von Selbst und Welt an diesem Punkt aus den Fugen geraten lässt. Daher eröffnet sich für Beate Brandt, Barbara Kiepert und Kirsten Schwehn, den drei interviewten Seniorinnen, auch das Internet rasch als „konjunktiver Erfahrungsraum“ (Karl Mannheim) für die Erschließung neuer sozialer Kontakte.

Die gesamten begrifflichen Möglichkeiten der an Dewey, Mead und Mannheim entlang geführten Argumentation werden im letzten Kapitel (S. 261-281), wo es um die empirische Generierung einer Theorie spontaner Bildungsprozesse geht, noch einmal aufgegriffen. Zugleich stiftet dieses Vorgehen aber auch eine gewisse Verwirrung, denn spätestens an dieser Stelle wird fraglich, ob die aus dem empirischen Material entwickelte Phasenabfolge nicht vielmehr und viel deutlicher so genannte Identitätsentwicklungen beschreibt als die beanspruchten spontanen Bildungsprozesse. Besonders deutlich wird das an den Text-

stellen der Untersuchung, wo Nohl die schon klassische Differenzierung Meads zwischen „I“ und „me“ aufgreift. Auch in den Schaubildern (S. 208f., S. 257), in denen die siebenstufige Phasenabfolge dargestellt wird, steht am vorläufigen Ende des spontanen Bildungsprozesses in jedem der untersuchten Lebensalter jeweils explizit die Entwicklung einer Ich-Identität mit neuer Sicht auf die Vergangenheit.

Die von Arnd-Michael Nohl vorgelegte, engagierte und vielschichtige Studie ist zusammengefasst eine innovative Erweiterung des qualitativ-empirischen Paradigmas. Auf der Basis einer empirisch generierten Typik der Phasenabfolge spontaner

Bildungsprozesse bzw. aus der konkurrierenden Sicht von Identitätsentwicklungen gelingt es ihr, den Blick auf einige bislang vernachlässigte zeitliche Abläufe im Bildungsgeschehen zu lenken und somit Bildungsprozesse verschiedener Lebensalter vergleichend in Beziehung zu setzen. Die Studie zeigt allerdings unübersehbar die Notwendigkeit eines stärker bildungstheoretischen Be- und Durchdenkens von Resultaten, die primär aus biographischer Prozessanalyse gewonnen sind. Ob auf diesen und ähnlichen Wegen die ersehnte Vermählung von Bildungstheorie und Bildungsforschung näher rückt, bleibt meines Erachtens offen.

Maren Zeller

Ute Karl (2005): Zwischen / Räume. Eine empirisch-bildungstheoretische Studie zur ästhetischen und psychosozialen Praxis des Altentheater. Münster. LIT-Verlag, 352 Seiten. ISBN 3-8258-8848-7. € 24,90.

Einleitend formuliert die Autorin als fachpolitisches Ziel der vorliegenden Studie, dass sie die „Existenz“ von Theatergruppen, in denen ausschließliche ältere/alte Menschen spielen, „stärker sichtbar“ machen wolle, da das Phänomen des Altentheaters sowohl innerhalb der „theaterpädagogischen Diskussionen“ als auch der „öffentlichen Wahrnehmung“ wenig beachtet sei (S. 11). Die geringe öffentliche Kenntnis bezüglich des Themas sah die Rezensentin direkt ‚klein-empirisch‘ bestätigt, als sie, in einem ICE reisend, von dem kontrollierenden ‚älteren‘ Schaffner, der ein Blick auf den Titel des Buches warf, gefragt wurde: (a) Was ist denn Altentheater? und (b) Was ist das besondere an Altentheater im Vergleich zu anderen Theaterformen?

Beide Fragen werden mit der theoretisch fundierten und nach ausgewiesenen Methoden der qualitativen Sozialforschung arbeitenden empirischen Studie (der eine Dissertation zugrunde liegt) beantwortet (vgl. Kap. B) – sie stellen jedoch nicht die zentralen Forschungsfragen der Autorin dar. Vielmehr erfolgt die ‚Bestandsaufnahme‘ des Themas „Altentheater als ästhetische und psychosoziale Praxis“ (Kap. B) mit dem Ziel, einen ersten Rahmen zu stecken, um die anvisierte Forschungslücke zu explizieren und die Forschungsfrage(n) zu entwickeln. Aufgrund fehlender Daten dazu greift die Autorin bei der Darstellung der „Zusammensetzung der Gruppen“ (B.3) auf Ergebnisse aus einer von ihr explorativ angelegten Fragebogenerhebung (N=56 in sieben verschiedenen Gruppen) zurück. Zum zweiten wird anhand dreier Dimensionen (künstlerisch-ästhetisch, subjektbezogen, sozial) das Spezifische der Kunstform des Theaters herausgearbeitet und die Frage nach Bildungsprozessen im Kontext des Theaterspielens anhand erziehungswissenschaftlicher Überlegungen zur ästhetischen Bildung und zum Theaterspielen als ästhetischer Praxis erörtert.

Ausgehend von einem „spezifischen subjekt- und bildungstheoretischen“ Konzept (S. 68) kommt Karl zu ihrem zentralen Erkenntnisinteresse und fragt (a) nach den „kontextualisierten, subjektiven Bedeutungen, Erfahrungsweisen und Möglichkeiten des Theaterspielens“ sowie (b) nach Veränderungen in Bezug auf die Selbst- und Weltverhältnisse der theaterspielenden Subjekte, „die sich möglicherweise in der ästhetischen und psychosozialen Praxis des Theaterspielens oder durch sie ergeben“ (S. 65).

Im Kapitel C erfolgt die Offenlegung des weiteren, heuristischen Rahmens der Studie. Unter dem Titel „theoretische Grundlagen“ werden zum einen „Subjektpositionierungen im Selbst- und Weltverhältnis“ (C.1) und „Bildungsprozesse“ (C.2) genauer bestimmt. Mit Bezug auf Bourdieu und Foucault entfaltet Karl ein Subjektverständnis, das dessen „Verwobenheit in gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse“ (S. 68) betont. Als eine wichtige Kategorie wird in Bezug auf die Fragestellung die körperlich-leibliche Dimension der Subjektkonstituierung als eine Verschränkung des Leibs in den Körper im Kontext von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Wissensformationen herausgearbeitet. Verbindet man diese Überlegungen mit der Frage nach der Bedeutung des Theaterspielens, so die Überlegung Karls, folgt für die empirische Studie, dass sie als eine kontextualisierte Analyse angelegt sein muss, d.h. als eine Analyse, die sensibel ist für „gesellschaftliche Wissensbestände und Machtverhältnisse“ und die nach der „diskursiven Verstrickung der Subjekte“ (S. 108) fragt.

In Bezug auf die Frage nach Bildungsprozessen wird darauf verwiesen, dass diese immer ein „theoretisches Konstrukt“ (S. 109) darstellen. Das bedeutet, dass sie vor und während des Forschungsprozesses immer expliziert werden müssen, bevor sie im Material ‚entdeckt‘ werden können. In der vorliegenden Studie werden Bildungsprozesse, ausgehend von den Überlegungen Winfried Marotzkis, als die „Veränderung von Selbst- und Weltverhältnissen“ (S. 112) bestimmt. Dann erfolgt eine begriffliche Weiterführung, indem Bildungsprozesse sowohl als „(destruierende) Prozesse der Grenzüberschreitung“ (S. 115) – im Sinne Foucaults – als auch als „Prozesse der

(Selbst-)Gestaltung“ (S. 117) verstanden werden. Als gleichsam „quer liegender“ Aspekt wird die „kritische Dimension“ (S. 125) eingeführt. Karl verweist darauf, dass das Subjekt zwischen den beiden Polen von völliger Autonomie bzw. Unterwerfung anzusiedeln sei und expliziert „die Grenzüberschreitung als widerständige Praxis im Kontext von Machtverhältnissen“ (S. 138).

Die folgenden methodologischen Überlegungen zu „biographie- und narrations-theoretischen Grundlagen“ (C.3) sind von der Autorin noch dem Kapitel über den heuristischen Rahmen der Studie zugeordnet. Sie könnten jedoch auch ein eigenes Kapitel bilden, da sie als ein Bindeglied zwischen den bereits vorgestellten theoretischen Überlegungen und der Darstellung des methodischen Forschungsprozesses anzusehen sind. Anhand differenzierter Überlegungen in Bezug darauf, was „Narrationen des Selbst“ (S. 140) sein können, werden fünf sich „überlagernde Zeit- und Raumdimensionen“ (S. 146) herausgearbeitet und somit auch auf bisher offene Fragen/Aspekte der Biographieforschung eingegangen.

In dem Kapitel „Sampling und Methoden“ (Kap. D) werden die Etappen des Forschungsprozesses dargestellt. Bemerkenswert ist hier v.a. der mehrstufig angelegte Samplingprozess (Festivalbesuche, Probebesuche, Fragebogenerhebung, ExpertInneninterviews), durch den Thesen generiert wurden, um entsprechende Partnerinnen für autobiographisch-narrative Interviews zu gewinnen. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass „die zum Ausdruck gebrachten Erfahrungsweisen, Möglichkeiten und Bedeutungen des Theaterspielens (...) in hohem Maße von der Arbeitsweise (...) in der Theatergruppe“ (S. 161) abhängig seien, wurden für die letztendliche Feinanalyse nur die Interviews ausgewählt und ausgewertet, die im Kontext einer Theatergruppe entstanden sind. Diese Gruppe zeichnet sich zum einen durch eine intensive Körperarbeit aus und zum anderen dadurch, dass sie nur aus Frauen besteht.

Im Ergebnisteil (Kap. E) wird zunächst, auf der Grundlage der in einem Experteninterview mit der theaterpädagogischen Leiterin gewonnenen Daten, die spezifische Arbeitsweise der ausgewählten Theater-

gruppe dargestellt. Danach folgen die Portraits von vier Spielerinnen. In sie flossen die Analyseergebnisse des autobiographischen Interviews, einer teilnehmenden Beobachtung (Theateraufführung) sowie eines darauf folgenden narrativ-leitfadengestützten Interviews ein. Anhand dieser Datentriangulation arbeitet Karl Veränderungen von Selbst- und Weltverhältnissen heraus, die im Kern durch die Aufführungssituationen und die Interaktionen mit dem Publikum bestimmt sind (vgl. Portrait 2).

Für die Darstellung aller Portraits wurde eine homogene Gliederung gewählt. Anhand dieser werden Aussagen getroffen zu (a) biographischen Positionierungen bzw. den Selbst- und Weltverhältnissen der einzelnen Spielerinnen – gerade auch in Bezug auf (b) körperbezogene Selbst- und Weltverhältnisse –, zu (c) ihrer Arbeit an Theaterrollen, zu (d) Bedeutungen und Erfahrungsweisen der Gruppe und (e) des Publikums. Jedes Portrait schließt mit einer Zusammenfassung unter bildungstheoretischer Perspektive und im Anschluss an die Portraits folgt eine Zusammenfassung aller Ergebnisse anhand von Kategorien. Den Anspruch der historisch-kulturellen Kontextualisierung löst die Autorin durch Verweise oder Exkurse (z.B. zum Thema „Pastoralmacht“ (S. 236); „Diskursivierungsweisen von Flucht und Vertreibung“ (S. 296)) innerhalb der einzelnen Portraits konsequent ein.

Die ersten drei Portraits, in denen jeweils Veränderungen der Selbst- und Weltverhältnisse der Spielerinnen herausgearbeitet wurden, zeigen „Praktiken der „bewussten und gewollten Selbstveränderung“ (S. 290), wie beispielsweise einen Gewinn von Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen im Vergleich zu vorher erfahrenen psychosozialen Abwertungserfahrungen. Sie bilden einen maximalen Kontrast zum vierten Portrait, in dem diese Praktiken nicht zum Ausdruck kommen. Die ersten drei Portraits kontrastieren untereinander noch einmal bezüglich der Frage, in wie weit sich die Bildungsprozesse im Wechselverhältnis von Theaterspielen und alltägli-

cher Existenzweise vollziehen und welche Aspekte des Theaterspielens (Interaktion in der Gruppe, mit dem Publikum, (körperliche) Auseinandersetzung mit der Rolle etc.) als Movers für die Veränderungen von Selbst- und Weltverhältnissen (besonders) relevant sind. Als ein zentrales Ergebnis kann festgehalten werden, dass „vor allem dann Bildungsprozesse im Kontext des Theaterspielens stattfinden, wenn es vor dem Hintergrund des bisher Gelebten einen Wunsch nach Veränderung oder ein Begehren nach Freiheit gibt“ (S. 307).

Die Studie überzeugt im Ganzen durch ihre differenziert aufeinander bezogenen theoretischen Überlegungen, die methodisch nach den Regeln der qualitativen Sozialforschung durchgeführte Bearbeitung der Forschungsfrage sowie vor allem durch ihre methodologischen Denkanstöße. Lediglich eine offene Anfrage lässt sich am Ende der Lektüre formulieren: Wurde mit der Auswahl von Spielerinnen (nur einer Gruppe) das Sampling eventuell zu eng geführt? Indem die Autorin selbst die These formuliert, dass die Kategorie ‚Geschlecht‘ „in den Lebensverläufen eine der zentralen Kategorien für Auseinandersetzungen mit Zuschreibungen, Verhinderungen und Positionierungen etc.“ (S. 161) ist, legt sie der Leserschaft die Vermutung nahe, dass die Kategorie ‚Geschlecht‘ auch die „Bedeutungsweisen oder Erfahrungsweisen des Theaterspiels“ (ebd.) beeinflusst. Der Verweis, dass aufgrund der „geringen Datenbasis“ keine Aussagen diesbezüglich getroffen werden konnte, hinterlässt somit nur verstärkt die Frage, ob sich bei Spielern noch andere Formen der Veränderungen von Selbst- und Weltverhältnissen finden würden.

Die formale Lesefreundlichkeit des Buches hätte sich sicher erhöht, wenn mancher Sachverhalt (z.B. Sampling- und Kontrastierungsverfahren) grafisch dargestellt und auf einen Teil der vielen Fußnoten verzichtet worden wäre. Vom inhaltlichen Standpunkt aus betrachtet ist die Studie, dadurch dass sie zentrale Fragen der Erziehungswissenschaft sowie der Biographieforschung gekonnt zusammen verhandelt, einer breiten Leserschaft zu empfehlen.

Viktoria Heine

Vera Luif, Gisela Thoma, Brigitte Boothe (Hrsg.): Beschreiben – Erschließen – Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft. Lengerich: Pabst 2006, 474 S., ISBN 3-89967-279-8, € 25,00.

Angesichts der immer wieder bestrittenen Wirkung und des Nutzens psychotherapeutischer Behandlungen stellt sich in der aktuellen gesundheitspolitischen Diskussion (z.B. unter dem Stichwort „evidenzbasierte Medizin“) um so dringlicher die Frage, mit welchen empirischen Methoden psychotherapeutische Praxis adäquat erforscht werden kann. Zu den bisher vorherrschenden quantitativen Methoden der Statistik etablieren sich zunehmend qualitative Methoden, da diese für prozessorientierte Abläufe, die für Therapien konstitutiv sind, wesentlich besser geeignet scheinen. Das so gewonnene Datenmaterial erlaubt tiefere Einblicke in psychotherapeutische Situationen und ermöglicht differenziertere Erkenntnisse zu therapeutischen Wandlungsprozessen sowie zur Gestaltung und Wirksamkeit therapeutischer Behandlungen. Durch den detaillierten ‚Blick in die Praxis‘ können also bestehende psychotherapeutische Konzepte überprüft und gegebenenfalls modifiziert und die Behandlungssituation für den Patienten optimiert werden. Auch der behandelnde Arzt bzw. Therapeut kann von diesem ‚Blick in die Praxis‘ profitieren, da in solchen Forschungen sowohl das interaktionelle Geschehen wie das subjektive Erleben und Bearbeiten der eigenen Leidensgeschichten der Patienten einen zentralen Untersuchungstopos bilden.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um einen Tagungsband, der Studien zur aktuellen qualitativen Forschung im klinischen, psychotherapeutischen und psychoanalytischen Bereich versammelt und diese Arbeitsfelder in einen narratologischen Rahmen stellt. Die Tagung „Qualitative Forschung im klinischen, psychotherapeutischen und psychoanalytischen Kontext“ sollte eine „Bestandsaufnahme der qualitativen Psychotherapieforschung im

deutschsprachigen Raum“ (Steffen, S. 460) vornehmen und eine Plattform für den Austausch zwischen Praktikern und Experten dieses Gebietes bieten. Die hier versammelten 22 Aufsätze aus den Bereichen der Psychotherapie-, Beratungs- und Sozialforschung sind in vier Themenbereiche gegliedert: „Das Narrative im Kontext qualitativer Methoden“, „Psychotherapie und die Analyse psychotherapeutischer Interaktion“, „Qualitative Erforschung von subjektiver Erfahrung und Krankheitserleben“ und „Wissenschaftsphilosophie und Methodologie“. Ein Tagungsbericht rundet den Band ab. Im Folgenden soll aus Platzgründen jeweils exemplarisch ein Beitrag aus den vier Themenbereichen ausführlich vorgestellt werden.

Der erste Themenkreis „Das Narrative im Kontext qualitativer Methoden“ widmet sich der Relevanz des Erzählens und der Narrativität. V. Luif untersucht in ihrer Studie die über einen Zeitraum von 17 Jahren entstandenen Tagebuchaufzeichnungen eines an Schizophrenie erkrankten Mannes. Für ihre zentrale Fragestellung, „wie in der Psychose Erlebtes in Sprache gefasst und dramaturgisch aufgebaut wird“ (S. 66), wurden 40 Passagen des Tagebuches ausgewählt und einer vertieften Analyse unterzogen. Nach der Darstellung der im Tagebuch enthaltenen Themen, erfolgt die Betrachtung der „so genannten Dramaturgie des Psychotischen“ (S. 74). Es sollen also die „äußere Bauform und die Gesetzmäßigkeiten der inneren Struktur“ (S. 74) betrachtet werden. Die Herausarbeitung und der Vergleich der formalen, textimmanenten und rezeptionsorientierten Merkmale werden anhand von Beispielen anschaulich dargestellt. Die Ergebnisse zeigen, dass die für die Analyse ausgewählten Textpassagen eine ganz spezifische Dramaturgie des Psychotischen aufweisen. D. h., wenn der Tagebuchverfasser sein Erleben in der Psychose retrospektiv schildert, nimmt er meist die Position des distanzierten Beobachters des Geschehens ein. Emotionale Reaktionen werden ausgespart und durch nicht explizierte, emotional geladene Szenarien ersetzt. Die Geschehnisabfolge wird meist zusammenhängend und stimmig erzählt und gleichzeitig aus retrospektiver Sicht relativiert. Am Ende stehen sein Glaube an die

Echtheit des Berichteten und sein Zweifel am Selbigen nebeneinander.

Weitere Beiträge dieses Themenkomplexes stammen von *B. Boothe*: „Narrative Intelligenz und Konfliktodynamik“, von *T. Jesch*, *R. Richter*, *M. Stein*: „Patientenerzählungen wie Literatur verstehen: Vom Nutzen der Narratologie für die psychodiagnostische Hermeneutik“, *S. Marks*: „Geschichte und Erinnerung. Tiefenhermeneutische Analyse von Interviews mit Anhängern des Nationalsozialismus“, *J. Zelger*: „Von Träumen zu Traumgeschichten“, *D. Sollberger*, *M. Byland*, *G. Widmer*: „Das Narrativ als Bewältigungsform: Nachkommen psychisch kranker Eltern“; sowie von *M. Dick*: „Triadengespräche als Methode der Wissenstransformation in Organisationen“.

Das zweite Kapitel vereint Studien unter dem Thema „Psychotherapie und die Analyse psychotherapeutischer Interaktion“. In seinem Beitrag „Erzählen und Interaktion. Auf dem Weg zu einer Mikroethnographie von Psychotherapie“ untersucht *U. Streeck*, „was innerhalb von psychotherapeutischen Situationen vor sich geht und durch welche diskursiven Mittel und Prozeduren die daran beteiligten Akteure Psychotherapie und ihre Ergebnisse in der lokalen Situation hervorbringen“ (S. 174). Streeck konzentriert sich auf die nonverbale Interaktionsebene des „körperlichen und gestischen Verhaltens“ (S. 173) und fokussiert dabei eine Mikroethnographie der „psychoanalytischen Mikrowelt“ (S. 176). Die mikroethnographische Untersuchung von Psychotherapie beschreibt die jeweiligen Prozeduren, mit deren Hilfe Psychotherapie als besondere Form von institutioneller Kommunikation entsteht und analysiert deren interaktive Grundlagen. Die Konversations- und Kontextanalyse ist die methodische Basis, da deren Ansatz auf der Erfahrung gründet, „dass soziale Situationen durch das Handeln der daran beteiligten Akteure hervorgebracht werden“ (S. 182). Anhand eines Transkriptes – ein psychotherapeutischer Dialog mit einer unter schweren Angststörungen leidenden Patientin – werden Signale der Distanzsicherung sowie die „Zugänglichkeit und Zugänglichkeitsgrenzen“ (S. 187) dargestellt. In den abschließenden Bemerkungen verweist der Autor auf den Nutzen der

ethnomethodologischen Interaktionsanalyse für klinische Zwecke.

Weitere Autoren im Bereich psychotherapeutischer Interaktionsanalysen sind *B. Grimmer* und *E. Spohr*: „Der unsichtbare Dritte: Zur Repräsentation der Aufnahmesituation in psychoanalytischen Erstgesprächen“. *I. Kühnlein* analysiert die „(b)iographische Integration von psychischer Störung und Psychotherapie“, *D. Leising* beschreibt „(i)ndividuelle Profile des emotionalen Erlebens. *C. Fischer* und *J. Straub* fokussieren in ihrem Beitrag „Psychotherapie und psychosoziale Beratung als interkulturelle Kommunikation“ und *B. Zielke* fragt nach „Dimensionen interkultureller Kompetenz in der Psychotherapie“.

Im dritten Themenkreis steht die „Qualitative Erforschung von subjektiver Erfahrung und Krankheitserleben“ im Mittelpunkt. Hier werden Studien „zu kompetenter partizipativer Gesprächsführung im medizinischen Rahmen, zu Strategien zur reflexiven Bewältigung chronischen Leidens, zur therapeutischen Bedeutung individualisierender Diagnostik bei Störungsbildern mit dissoziativen Anfällen und zur Thematisierung außergewöhnlicher Erfahrungen im Bereich des Okkulten“ (S. 14) vorgestellt. *S. Wilke*, *A. Richter*, *C. Bieber*, *K. Blumenstiel*, *K. Müller*, *A. Hochlehnert* und *W. Eich* thematisieren die „Wirkung eines psychoanalytisch orientierten Kommunikationstrainings auf die partizipative Entscheidungsfindung bei der Behandlung chronischer Schmerzpatienten“ (S. 370). Da die Arzt-Patient-Beziehung bei der Behandlung von chronischen Schmerzen besondere Belastungen (z. B. Frustration auf beiden Seiten aufgrund ausbleibender Erfolge) aufweist, plädiert die Arbeitsgruppe um Wilke für ein spezielles Kommunikationstraining, um die Ärzte für „schwierige Interaktionen und Behandlungsabläufe zu sensibilisieren, damit sie eigene emotionale Verwicklungen erkennen und eine tragfähige Beziehung mit ihren Patienten etablieren können“ (S. 371). Das für diesen Zweck entwickelte Kommunikationstraining wurde innerhalb einer Studie zur „Partnerschaftlichen Entscheidungsfindung (PEF)“ bei Fibromyalgiepatienten durchgeführt. Das Training hatte eine Gesamtdauer von 18 Stunden und umfasste die folgenden Module: „Nonverbale Kommunikation und erster Eindruck, Beziehungsaufnahme von

Arzt und Patient, Psychodynamische Hypothesenbildung, Gesprächsführung, Ausgewählte problematische Aspekte in der ärztlichen Interaktion, Theorie ausgewählter klinischer Themen“ (S. 373). Die Ärzte brachten dabei reale Gesprächssituationen ein, die detailliert besprochen und in Rollenspielen nachgestellt und anschließend schrittweise auf ihre Beziehungsmodi durchgegangen wurden. Es wurde beim Training eine flexible Technik vermittelt werden, die offen und fokussiert vorgehen kann sowie die „subjektive Befindlichkeit des Arztes systematisch einbezieht“ (S. 373). Die Ergebnisse der Studie zeigen, „dass die Schulung der Ärzte mit einem Kommunikationstraining für PEF wesentlich zu einer Verbesserung des Arzt-Patienten-Verhältnisses und zu einer gemeinsamen Entscheidung beiträgt“ (S. 380). Zudem weist die Forschergruppe darauf hin, dass sich die Patienten, trotz des körperlichen Unwohlseins, durch die geschulten Ärzte unterstützter und ernster genommen fühlten und somit ihr Lebensmut zurückkehrte.

Die subjektiven Erfahrungen und das Krankheitserleben sind des Weiteren Gegenstand von *J. Frommer* in seinem Beitrag: „Depressive Verlaufskurven und therapeutischer Wandlungsprozess“ sowie von *E. Ackermann* und *J. Frommer* über den „Einfluss biographischer Faktoren auf das Krankheitserleben von Tinnituspatienten ...“. *M. Macht u.a.* thematisieren „Informationsbedürfnisse bei Parkinson-Patienten in Estland, Finnland und Deutschland“, *I. Schmied-Knittel* fragt nach dem Einsatz „Qualitative(r) Methoden bei der Untersuchung außergewöhnlicher Erfahrungen“ und *M. Schmutz* und *R. E. Ganz* untersuchen „Psychodynamik und Outcome bei dissoziativen Anfällen – Forschungserfahrungen mit der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik OPD“.

Im vierten und letzten Themenkreis werden „methodologische Überlegungen und ausgewählte Forschungsmethoden im Spiegel methodologischer Reflexion“ (S. 14) in den Fokus gestellt. In seinem Beitrag stellt *P. Kaiser* sein Verfahren der „genographischen Mehrebenenanalyse als Verfahren qualitativer Familienforschung“ (S. 400) vor. Dieses Verfahren dient der Erkundung und dem Verstehen familialer Phänomene in ihrem zeitgeschichtlichen und sozialen Kontext. Induktiv vom Einzelfall ausgehend

wird die „Funktionsfähigkeit“ (S. 401) und die Qualität des Familienlebens bezüglich der jeweiligen „Lebens- und Umweltbedingungen“ (S. 402) rekonstruiert. Vorteilhaft ist hier zum einen ein fundiertes Wissen der Probanden über ihre Familiengeschichte sowie eine möglichst große Anzahl von Angehörigen beim Familiengespräch, da so die Erzählungen reichhaltiger ausfallen. Im genographischen (Gruppen-)Interview werden die Teilnehmer zu einem narrativen Gespräch angeregt und neben einem „Genogramm eine ‚Familienzeittafel‘“ (S. 412) erarbeitet. Die Gespräche werden zudem per Video aufgezeichnet, um auch die nonverbale Interaktionsebene dokumentieren und analysieren zu können. Durch die Anwendung weiterer therapeutischer Verfahren (z. B. freies Assoziieren, Traumanalyse oder Verbalisieren emotionaler Erlebnisinhalte) wird auch bisher verdrängtes Material aufgearbeitet und so zu einem umfassenden Bild der Funktionsregeln der familialen Interaktion beigetragen. Anhand dieser Funktionsregeln werden die „Strukturen und Prozesse familialer Funktionsfähigkeit, Gesundheit und Kompetenz der Angehörigen, aber auch von den gesellschaftlichen und materiellen Lebensbedingungen“ (S. 415) erkennbar. Im Ausblick verweist Kaiser auf die Bedeutung einer „fundierten familienpsychologischen und therapeutischen Kompetenz“ (S. 415) für Erhebung und Auswertung genographischen Datenmaterials.

Weitere Autoren zum Thema „Wissenschaftsphilosophie und Methodologie“ sind: *B. Brosig*, *C. Papavassilis* und *P. Möhring*: „Dekonstruktion als psychoanalytische Hermeneutik“ sowie *H. Schweizer*: „Kastor (quantitativ) und Pollux (qualitativ) – unzertrennliche Wissenschaftszwillinge“.

Der vorliegende Tagungsband vereint unter dem Begriff der qualitativen Psychotherapieforschung eine Vielzahl von Studien aus unterschiedlichen Bereichen der Interaktionsforschung. Die Attraktivität der qualitativen Forschung begründet sich darin, dass sie durch ihre detaillierten Beschreibungen die Wirklichkeit nicht nur abbildet. Vielmehr wird das von der Norm Abweichende und Unerwartete als Erkenntnisquelle genutzt, die in der „Reflexion das Unbekannte im Bekannten und Bekanntes im Unbekannten als Differenz wahrnehmbar macht und damit erweiterte

Möglichkeiten von (Selbst-) Erkenntnis eröffnet“ (Flick et al. 2005). Gegenüber Forschungsstrategien, die mit großen Zahlen und stark standardisierten Methoden arbeiten, ist die qualitative Forschung häufig offener und dadurch dichter am zu untersuchenden Phänomen dran. So kann mit Hilfe der qualitativen Forschung oft ein konkretes Bild von dem abgebildet werden, was es aus der Sicht der Betroffenen zum Beispiel bedeutet, mit einer chronischen Krankheit zu leben (vgl. Flick et al. 2005). In Zeiten, in welchen sich traditionelle Lebenswelten auflösen und sich das soziale Leben zunehmend aus neuen Lebensweisen zusammenfügt, sind Forschungsstrate-

gien nötig, die detaillierte Beschreibungen bieten und dabei die Perspektiven der Beteiligten sowie „die subjektiven und sozialen Konstruktionen ihrer Welt berücksichtigen“ (Flick et al. 2005). Das Ziel der Herausgeber, eine „Bestandsaufnahme der qualitativen Psychotherapieforschung im deutschsprachigen Raum“ (S. 460) zu bieten, ist ebenso eine Zusammenstellung von Beispielen für die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten der qualitativen Forschung.

Literatur:

Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I. (Hrsg.) (2005): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.